



Kriegsunterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“.



Nummer 23.

Montag, den 31. Mai 1915.

Erscheint jeden Montag.

Schicksal.

Skizze von Eva Frohn.

(Nachdruck verboten.)

Es wurde Abend. Wieder neigte sich ein schwerer Tag voll Kampf und Mühsal seinem Ende zu, seltener fielen die Schiffe, hölzerner kamen die Granaten mit lauten Pfeifen und dann verstummt sie ganz. Aber noch war die Arbeit nicht getan, wenigstens nicht für Oberleutnant Schumanns 4. Kompanie, die heute die Aufräumungsarbeiten zu tun hatte. Ein trauriges Werk. Feucht und kalt schon der Wind, Regenschauer brachen aus den Wolken und durchnässten die Soldatenmäntel in kurzer Zeit, so daß sie schwer um die Glieder schlugen. In einem erdberen Schützengraben sah es schwarz aus. Nebeneinander lagen die Leute, Deutsche und Franzosen, fast alle tot; nur selten regte sich einer, ächzte, rief leise um Hilfe. Vereint mit den Sanitätern, die mit Tragbahnen und Herababzug gekommen waren, wurden die Verwundeten herangezogen, beim Gehen der kleinen elektrischen Lampchen verbunden und zurückgebracht. Seitlich davon gruben Soldaten zwei Gräber, eins für die Deutschen, eins für die Franzosen. Jede wurde die Arbeit getan, nur manchmal klirrte ein Spaten auf einen Stein im Erdreich.

Da plötzlich wurde die Stille jäh unterbrochen, ein Schuß dröhnte, verhallte, anferne Stimmen wurden laut. Oberleutnant Schumann eilte herbei: „Was ist los? Wer hat geschossen?“ Angestrengt suchten seine Augen das Dunkel zu durchdringen. Ein Trupp Soldaten kam heran, sie trugen eine Bahre in ihrer Mitte, eine dunkle Gestalt war darauf gebettet. Der Feldwebel trat vor und meldete mit halb erzitterter Stimme: „Unser Leutnant Lenker, — unsern kleinen Leutnant Lenker hat er, — hat er erschossen, der verdammte Franzose.“

und horchte an der Brust; dann richtete er sich langsam auf und strich leise mit der Hand über die großen, erlauchten, offenen Kinderaugen. Mühsam fragte er: „Wie ist es geschehen, Feldwebel?“ Der fuhr sich mit der Hand über die Augen, räusperte sich und berichtete: „Ein Franzose war's, jammerte um Wasser und Leutnant Lenker gab ihm zu trinken, aus seiner eigenen Feldflasche; der Kerl trank und dann schoß er, traf unsern kleinen Leutnant mitten ins Herz, Kopf, verflucht!“ Schumann biß die Zähne zusammen. „Was ist mit dem Hund geschehen?“ „Aufgeschlagen, mit dem Kolben.“ „Nur gut.“ Der Feldwebel trat weg.

Eine Stunde später sollte in heller Nacht die Salve über das Grab des kleinen Leutnants lenken.

Oberleutnant Schumann litt um den jungen Offizier, den er lieb gehabt hatte, dann trat auch dieser Schmerz vor den Anforderungen des Tages zurück. Der Kampf war bitter hart, Schritt um Schritt nur ging es vorwärts, jeder schubte Boden vor mit Blut erkauft, dem kleinen Lenker waren viele Kameraden gefolgt.

Dann kam ein Abend. — — — Das Schießen hatte aufgehört, Dämmerung hatte sich herabgelassen. Oberleutnant Schumann war aus seinem Schützengraben gefestert, um nach einigen seiner Leute zu sehen, die im nächsten Graben lagen. Da drang eine klagende Stimme an sein Ohr: „de l'eau, de l'eau, oh, j'ai soif.“ Vor den Augen des Mannes stand plötzlich das Bild jener Nacht, er sah das bleiche Gesicht des jungen Offiziers greifbar deutlich: „Verdammtes Rad!“ murmelte er und schritt weiter. Aber die klagende Stimme folgte ihm nach: „de l'eau, de l'eau.“ Zögernd machte er kehrt, ging der Stimme nach, sah einen französischen Soldaten unter einem Busche liegen. Es war noch hell genug, um seine Züge zu erkennen, das Gesicht war vergerbt, Schweißtropfen

standen auf der Stirn, verzweifelt blinzelte die dunklen Augen, die Arme hingen schlaff an beiden Seiten herunter und ein kurzer Blick überzeugte den Offizier, daß die Hände leer waren. Da beugte er sich stumm und reichte dem Verwundeten zu trinken. Darauf sah der auf und murmelte: „quo Dieu vous benaise“, und trank durstig bis zum letzten Tropfen. Oberleutnant Schumann richtete sich in die Höhe, da sah er, wie der Franzose plötzlich mit der Rechten in den Waffengurt fuhr. „Verdammt.“ Blühschnell zog der Oberleutnant seinen Revolver, zielte, schoß. In den Kopf getroffen sank der Franzose zurück. „Diesmal bin ich dir zuvorgekommen, du Hund!“ knirschte er zwischen den Zähnen. Angrimmig betrachtete er den Toten. Der lag auf dem Rücken, die verlagerten Augen starrten nach dem Himmel, die Hand, die vielleicht noch die tobbringende Waffe hielt, steckte im Rock. Von einer merkwürdigen Kräuslerie getrieben, zog der Oberleutnant den heißen Arm herab. Die Finger des Toten hielten krampfhaft etwas fest — eine Waffe war es nicht. Was der Offizier vor seinen weit geöffneten Augen sah, war ein Bild, das Bild einer jungen Frau mit zwei kleinen, kleinen Kindern. „O!“ Mit einem wehen Laut brach Oberleutnant Schumann in die Knie, und was er in all den Kriegsmonaten nicht getan, beim heißesten Verlust seiner Kameraden, das tat er jetzt: er weinte, weinte bitterlich.

Die Wachen gingen. Oberleutnant Schumann konnte nicht vergehen; er sah die starren Finger des Toten um das Bild getampft, sah die Augen der Frau, der beiden Kinder stumm, normurlos auf sich gerichtet und es war ihm, als könne er die Last dieser Tat in seinem ganzen Leben nicht mehr von sich werfen.

Er brauchte die Last nicht lange zu tragen. Bei einem nächtlichen Sturmangriff ist er gefallen.

Zwei Frauen in Schwarz.

Von Norbert Jacques.

(Nachdruck verboten.)

Die Spinoin.

Für einen Tag und eine Nacht war ich in der Stadt. Ich ging durch den Regen, und als das gedrückt feierliche Gebäude des Gerichts auf einmal vor mir stand, schritt ich die Treppe hinauf. Die Tritte verlangten in den leeren und vergrauten Hallen, und die farbigen Fenster leuchteten wie Feuererschimmer hoch oben. Im Flur vor dem großen Saale standen zwei Männer bei einem jungen Rechtsanwalt. Ich setzte mich auf die Bank hinter sie und hörte den Anwalt, der wie ein Perrenreiter oder wie ein Sherlock Holmes aussah, erzählen, daß er aus Berlin gekommen sei, um eine Spinoin zu verteidigen. „Ich bin erkant, und weißt ihr und forstet man hier Gericht hält. Ubrigens kommt sie frei!“ Die beiden anderen waren Berichterhalter. „Sie brauchen lange mit dem Urteil“, bemerkte schließlich der eine.

Aber da kam ein alter Diener herangezogen und zief den Hieren zu — und doch sah an die Allgemeinheit der Seele wendend, die unter seiner Stimme hallend um die Säulen sprang: „Die Öffentlichkeit ist wieder hergestellt!“ Zuerst verzog er die Züge aufschrecklich. Dann schrie er: „Schlüssel, Schlüssel!“ Nach einer Weile purzelte er den Gang heran, schwang den Schlüssel in der Sand, schloß auf und rief entsetzt: „Der Gerichtsschreiber!“ Kopflös purzelte er wieder davon.

dämpften Umgebung wie ein Anheil Mittag: „Der Beruf der Angeklagten wechelt zwischen Dienstmädchen und Zimmervermieterin, Dirne und Schaupielerin, Hausfräulein und Sprachlehrerin. Hier liegen aber Briefe, die zeigen, daß sie nicht einmal ihre Mutterprache schriftlich beherrscht.“ Der alte ehrfurchtvolle Mund schiderte mit grausamen Worten einen Lebenslauf von jähligen Inhalt: „Der Wohnort der Angeklagten wechelt zwischen Belgien und Deutschland, Amerika und Rußland. . . . Sie wurde im Februar am Stettiner Bahnhof verhaftet, als sie im Begriff war, eine Schrift mit literarischen Inhalts, die sie für geheim hielt, ins Ausland zu schaffen.“

Die Schwarzgekleidete ist aufstehend, brüht ihren Bauch fest an die Schranken und hebt sich weit über die Brüstung ihres Verhörs. Ihre Augen wälzen aus dem bleichen Gesicht und wollen vorwärts in die endloslichen Worte dringen, die der Mund in dem feierlichen, weichen Bart hart und gemessen noch immer zurückstößt.

„Ich kann nicht mehr zutun, was der Richter sagt. Ich muß mich an diese Anspannung setzen, die aus den Augen des Weibes fließt und in den besten Schläfen klopft. Es ist mir, als ob ich das Herz der Spinoin in den Händen hielte, und sein wahrhaftig wortendes Blut schließt mir zwischen den Fingern durch. Ich muß mich fest über die Brüstung vorbrücken, um mich gegen die eigene Erregung besser wehren zu können. Es fährt mir selber ins Herz wie ein Schwertstich. Denn ich spüre, daß dieses Blut schuldig ist. Ist nicht da verdorrt, Spinoin! Die Erkenntnis, daß dieses Weib schuldig ist, schmerzt mein Herz. Aber wünsche ich es etwas anderes als Verurteilung?“

3 Jahre Zuchthaus, 5 Jahre Ehrverlust, 10 Jahre polizeiliche Aufsicht, hörte ich auf einmal. Gleich erheben sich die Gottväter und schiden sich ein, fällt davon zu gehen, schön, groß und hart, wie Gott hinter dem Schicksal, das seinen Händen entfallen ist.

Dann wendet man sich kalt und erschauernd vor dem Gefängnis, das hinter der Frau wartet, und geht mit aufgewühltem Trost aus dem trüblichen, feierlichen Palast des Gerichtssaales in den Regen der fremden Stadt.

Leibschicksel.

In dem alten, guten Gasthof sah ich nachher zu Mittag. Sein Name hat weder etwas mit „Imperial“ noch mit „Royal“ zu tun, noch endet er auf „un“, sondern ist der des Fränklers. Er erinnert an den Dichter unserer schönsten Märchen, woran denn auch die Breile gemahnen. Ich las in einer französischen Zeitung, die sich im Hause herumtrieb, daß nun auch George Ohnet die Deutschen für die üblichen Barbaren usw. erklärte. Er tat das mit Temperament und Gehelligkeit, die beide in schöner Berechnung seinen Werken abgehen. Auch in der Zeitung der Stadt fand ich über das Angespulte Ödets Bericht.

Ich ging zu einem Buchladen, um das Buch Sven Hedins zu kaufen. Ein Schild, das bedeutend größer war als das, auf dem „Buchladen“ stand, kündigte an, daß auch ein Leibschicksel in dem Geschäft war. Unter der kleinen Schar von Menschen, die am Leibschickselstisch standen, fiel mir eine Dame in Schwarz auf. Nicht daß sie besonders eigenmächtig oder schön gewesen wäre. Sie war sehr gut in tiefe Trauer gekleidet, in mittleren Jahren, gesund, heftiges Bluttempo, auffallend aber besonders durch den mächtigen Trauerfächer, der an ihrem Rücken herumterwallte.

Gleich hörte ich auch, warum sie Trauer trug. Sie lagte einer anderen Dame: „Zeit ist auch mein Ehemann gefallen! Sie wissen, mein Bruder fiel in den Kojen. . . . Ja“, sagte sie aufstehend hinzu. Dann wandte sie sich über den Leibschickselstisch und rief einem dort beschäftigten jungen Mann zu: „Wann läßt Sie mer denn meinen Schorch Ohnet?“

Der junge Mann schaute betroffen auf. Ich schaute trostloser auf. In meiner Tasche knitterte die Zeitung, in der „Schorch Ohnet“ auf Deutschland spudte und trampelte. Der junge Mann hatte Ohnet wohl vergessen. Er härmte benommen nach hinten, wo — wie nummerierte Leichen — in schwarzen Bänden mit weißen Schildern die Leibschicksel auf hohen Stelken angeordnet waren. Der Bekker beobachtete, was vorging, und hummelte heran. Es war eine vornehme Dame, keine Kundin. Er lagte ein Wort der Entschuldigung. Da kam schon der Schicksel zurück und bemerkte: „Ich habener, die Ohnets sind alle ausgefallen!“ Aber da riefte die Dame mit dem ungeheuren Trauerfächer in enttäusstem Jörn zurück: „Nu, was for! Nu lassen Sie mich warten, und denn habener Sie n'ich 'emal! Schiden Sie mer wenigstens den „Wedder de Worich“, sobald er zurückkommt.“ Und schoß davon.

Wir stehen dann in Saale, zu Dritt, einsam hinter der Schranke, und im Raufen ist eine Frau: Die Spinoin. Darneben steht ein Wollst. Der letzte Saal erhebt sich trotzlos über die wahrhinnige und vergebliche Verweisung, die er schon in sich dahinsinken ließ.

Die Frau ist häßlich — Zimmervermieterin, Magd, Dirne und doch hübschlich aussehend. Herz und geschmacklos schwarz gekleidet: ihr sie be und kleidet mit einem erbleichenden Staunen in ihrem großen Gesicht immerwährend auf die höfliche Tür hinter den leeren Richterstühlen.

Da führt der Gerichtsschreiber herein. Der Perrenreiter — Berechtigter, der Rechtsanwalt — steht wie unbedeutend und doch getrauten Körpers zwischen der Angeklagten und seiner fiesegewissen Verteidigungsrede vor wozhin. Er dreht dem Weib den Rücken. Und auf einmal tut es in der Wand einen kleinen Aufreißer: die geheimnisvolle, die fürstbare, die jubelnde, fersemetternde Tür, die hinterlistig verborgen in der Längung ist, öffnet sich vor dem Gerichtshof.

Eind wir auf der Erde? Von wo kommen diese Männer? Welchem Alter entstiegen sie? Welcher dunklen, Entzogen und Ehrsucht, Glid und Jammer bergenden Gegend? Sie sind alle alt und rielenzig. Die Bärte wallen an ihren Köpfen, milden Gesichtern lang und weiß. Das ist der liebe Gott verneht. Und in dem verdunkelten Rot ihrer Gewänder, das die fast violette Farbe des letzten Vergählens einer Flamme hat — eine Farbe, die nur einen Sekundenbruchteil in einer niederbrechenden und erblühenden Flamme steht — liegt der Gedanke an das kompromißgütige Hegefeuer.

Über der Schöne und Mächtigen vor ihnen öffnet den Mund und sagt mit Worten, deren herber Ton in der ge-

Die Frau streckt die Hände aus gegen die dahinschreitenden Richter. Dann entfährt ihrem Mund hilflos ein zinnenendes Winkeln. Der Mund kann keine Worte formen. Nur die Hände streckt sie armelig aus und die Waite rinnen fliegend von den herben Lippen. Sie ist schuldig! Sie kann keine Gerechtigkeit wollen. Die wird ihr. Vermerkgeltlich will sie. Reschaltig? Sie winkelt wie ein Hund, bel dem wir nicht wissen, was ihm fehlt. Sie gelangt nicht ein, daß sie schuldig ist. Aber dieses Winkeln um Vermerkgeltlich, um das ganz, ganz Unmögliche, um den Augenblick den geglaubten Glides, um den nur jagstohle erachten, nie geglaubten Augenblick, der diesem gültigen Worte trotz allem das „Freigeisproben!“ hätte entlocken können — der zeigt, daß sie schuldig ist.

So steht sie da, noch lange, nachdem die Richter davon sind. Der junge Berliner Rechtsanwalt hat das Monokel ins Auge geklemmt und ist mit seinem schmalen, blonden Pferdebock enttäuscht wühlend und ohne Gruß daonageht. Ich sehe die Spinoin noch an. Härte und Mitleid kämpfen miteinander, Und Krieg und Donner, Blut und Krieg und Brüder, die in den Erbübden verdröheln, steigen als Bilder hinter den Gedanken und an den Ranken des Landes auf.

Sätte ich ihr nicht nachgehen und sie auf der Straße stellen sollen? Sätte ich nicht Worte sagen sollen: Haben Sie denn keine Scham? Sie laien heute, was diesel Fabrikant von Romanen auf Ihr Vaterland und Ihr Volk, dem Sie zwei Bernadette schon opfert, schrieb. Hat Sie das angezogen, den — nach Ihrer Entschuldigung zu schließen — so heißer Wunsch nach dem Zeug, daß dieser Franzose produziert, ausgultrecken, nach der Schandliteratur Ohnets, über die Jules

Lemaître einmal so schrieb, daß der Literaturchreiber Lanlon bemerke: „Nach dem Artikel Lemaître haben viele Franzosen wohl fortgefahren, Ohner zu lesen, aber niemand wagt mehr, es einzugehen.“

Ohner, der letzte Betrüger des Sparbürgerthums und der in der Aristokratie hinaufschwebenden Bürgerwelt, mit deren Parvenü-Intelligenz er sich als ein Lauscher spielte mit den Tugenden, die die Aristokratie von der Fingerfertigkeit ablenken will. Sie denn nicht, daß das Sparbürgerthum den Krieg ermüdete und ihn gebracht hat? Daß Ihres Brubers und Schwagers Tod ihm gilt?

Ich will Sie nicht löcher lassen, Sie können nach einem Automobil oder nach einer Jernbahnmaschine den anderen Fremden des Werts freieren, um mit zu empfangen. Ich muß Ihnen noch erzählen, daß ich heute morgen sah, wie eine Spinne verzerrt wurde. Aber diesem Weibe war der Boden ihrer Heimat entzückt unter den vielen Ländern, durch die sie sich hindurchwühlte. Sie sahen aber jezt auf dem Thron und wollen Ihnen „Schonch Ohner“ an dem Tag so ungebühdig lesen, an dem Ihnen bekannt wurde, daß er diesen Boden unreinigte. Braucht er denn nur ein Deutschland zu schmeicheln, daß er dort etwas gilt? Sie, gnädige Frau, sind ein hundertmal wehrlicher als die Dirne, die man heute früh zu drei Jahren Zuchthaus verurtheilt. Die Dirne hat sich gegen die Entrichtung des Staates vergangen, um Geld zum Leben zu haben. Sie aber sündigt wider den Geist des Volkes, wider den heiligen Geist, der aus tauend Brunnen von Blut in dieser Stunde opfernd an der Erhaltung des Vaterlandes fließt und schaffend sich neu gehiert.

Und die Zeitung mit dem sinnlosen Säubern des französischen Geistes wollte sich unter meinen knitternden Fingern zur Pfeife formen, und ich hätte mit ihr die vornehme Dame in Schwarz durch die Straßen der Stadt dahingeführt.

Künstliche Augen.

Von Dr. Heinrich Wienthal.

(Nachdruck verboten.)

Seider hat dieser Krieg vielen unsterblichen Tapferen eines aber gar heider Augen beraubt. Koch hat die ärztliche Kunst seine Möglichkeit gefunden, diesen Verlust zu ersetzen, aber die Technik hat Mittel und Wege geschaffen, um den erschreckenden Anblick einer leeren Augenhöhle zu füllen und den Fehler so gut wie unbemerkbar zu machen. Das ist für den wirtschaftlich Schwachen dringend nötig; denn ihm rechnet man die Einträglichkeit seiner nicht als „Schönheitsfehler“ an, sie würde ihm vielmehr den Existenzkampf nur noch wesentlich erschweren. Aber auch gesundheitslich wird das Tragen von Ersatzaugen dringend empfohlen: das die leere Augenhöhle ausfüllende Kunstauge verhindert, daß die Gesichtsnerven im Wachstum zurückbleiben, es schützt die Höhle vor äußeren schädlichen Einflüssen, die letzten Endes noch das gesunde Auge gefährden könnten. Man muß die Gesichtsnerven annehmen, felt in jeder Form und Richtung nachschauen, daß weder Seiten noch Vorder einen Unterschied erkennen. Dazu geht das Einsetzen und Herausnehmen mit der größten Leichtigkeit vor sich, und ein passendes Auge wird auch nie, wie es von einem Fremdkörper zu erwarten wäre, Schmerzen verursachen.

Die ersten künstlichen oder Ersatzaugen waren sogenannte Korkaugen, bei denen sich das eine Ende einer Stahlfeder am Hinterkopf festlegte, während das andere eine Augenhöhle und Lid bedeckende Platte, auf die ein Auge gemalt war, führte. Das war natürlich, abgesehen von seinem schwierigen Tragen, auch in ästhetischer Beziehung kein Erfolg und wurde sofort verdrängt, als die Einlegeaugen aufkamen. Anfangs fertigte man sie aus Emaille oder aus unemalliertem Metall oder Porzellan in Form von Schalen, die in die Augenhöhle hinter die Lider eingestiftet wurden. Aber Metall und Porzellan erwiesen sich durch ihr Gewicht beim Tragen ungeeignet und man ging zu Glas über. Bis fast zur Mitte des vorigen Jahrhunderts waren Paris und Venedig die einzigen Fabrikationsorte, die den gesamten Bedarf an künstlichen Augen deckten; heute doch noch die industrielle Arbeiterschaft, die heute die Hauptabnehmer jener Erzeugnisse stellt.

Nach etwas vor der Mitte des vergangenen Jahrhunderts wurde nun das gleiche Gewerbe von einem Lauscher Glasmacher aufgenommen und mit solchem Erfolg fortgeführt, daß sowohl Pariser als auch Venediger Glasaugen heute von dem deutschen Erzeugnis fast ganz verdrängt sind. Dieser Glasmacher war Ludwig Müller-Urli, dessen Lebensgang interessant genug ist, um kurz beleuchtet zu werden. In Lauscha, dem unregelmäßigsten Platz der Thüringer Glasindustrie, der die ganze Welt mit gläsernem Christbaumstumpfen und Spielmannen versorgt, wuchs Ludwig Müller-Urli als Sohn eines Glas-machers auf und mußte den ohnehin knappen Schulbesuch — es war vor nunmehr gerade hundert Jahren — noch durch Arbeit als Eintrager derer. Später nachlässiger er sich nach itzigen Aufstiegen in der Markgräflichen Glashütte ganz mit der Bläserlei und bildete sich allmählich zum Spezialisten in Tier- und Buppenaugen, einem nicht gerade rentablen Massenartikel. Aus Seine Erzeugnisse übertrug bald die gewöhnliche Drogenware, sie erregten wegen ihrer Naturtreue weitere Aufmerksamkeit, und als sich 1835 der Würzburger Augenarzt Professor Adelman in Sonneberg nach einem Glasinfiltrer erkundigte, der instand wäre, künstliche Augen nach Art der Pariser zu fertigen, da machte man ihn auf den jungen Müller-Urli aufmerksam, und das Zusammenarbeiten beider, des erfahrenen Augenarztes mit dem geschickten und intelligenten Glasbläser, schuf ein Kunstgewerbe, das Tausenden zum Segen geworden ist.

Die Pariser Herstellung war folgende: An einem milchweißen Glasrohr, wie es von Lauscher Hülsen liefern, wurde das eine Ende zur Kugel ausgeblasen, dann wurde im Innern auf den der Handfläche gegenüberliegenden Teil ein geläutes Glas eingeschmolzen. Mit einem aus verdichteten Glasbläser hergestellten Stab wurden die Farben der Iris aufgetragen, dann setzte man mit einem Tropfen schwarzen Manganklas die Pupille in die Mitte der Iris und stellte mittels Kristallglas die vordere Kammer und Hornhaut her. Die Aderhäute wurden mittels haarfeiner, von einem roten Rubiniasglas gefertigter geogener Fäden nachgemalt, und das Auge war fertig. Ludwig Müller-Urli fand ein anderes Verfahren; mit Metallgoldfarben malte er auf die Pupille die verschiedenen Schattierungen der Regenbogenhaut, wobei Eisenoxyd die braune, Kobaltoxyd die blaue und Nickeloxyd die graue Farbe ergibt. In geringen Mengen werden die Metallfarben auf einer Glasplatte mittels Federpule verrieben und dann in feinsten Strichen aufgetragen. Die Arbeit ist so mühsam, daß zu ihrem Gelingen außerordentlich tüchtige Augen, eine ruhige Hand und vieljährige Übung und Erfahrung notwendig sind. Die gemalte Platte wird dann auf die Grundfläche der Kugel aufgeschmolzen und durch ein leitendes in die Kugel gelobenes Loch wird das Auge

mit dem Glasstab, natürlich immer in der Flamme, um weiches Glas zu haben, von der Handfläche oder dem Stiel getrennt. Durch Blasen löst sich die Iris weit vollkommen nachahmen, als es mit farbigen Glasbläsern möglich ist. Auch sind die gemachten Augen haltbarer, da die Glasflächen wegfallen.

Um Ludwig Müller-Urli Gesichtsfähigkeit und Ausdauer recht würdigen zu können, muß man die Hilfsmittel, die ihm zur Verfügung standen, mit unserer gegenwärtigen vergleichen. Heute ein Gebläse, das durch feine Kombination von Luft und Gas eine leicht regulierbare Stiefhlamme mit hohen Hitzegraden gibt, damals eine Kübel- oder Taglampe, deren Flamme nur eine sehr beschränkte Kraft besaß. Heute als Material das Fabrikat einer auf der Höhe technischer Vollkommenheit stehenden Zündröhre, damals ein Glas, dessen Herstellung noch höchst mangelhaft war und dessen Sprödigkeit feinere Arbeiten kaum gestattete. Müller-Urli besetzte die schweren Hindernisse, seine Augen waren mehr und mehr An-erkennung und wurden auch von den maßgebenden Ärzten, wie dem bekannten Prof. Graefe in Halle, warm empfohlen. Koch- und Weltausstellungen brachten dem Erfinder Anerkennungen, und als er am 7. November 1858 starb, wurde sein Werk von seinem Sohn und Enkel in Leipzig fortgeführt.

Ah, le miserable!

Von Bruno Franz.

Ich bin in Barcelona an Land gegangen und reise durch den spanischen Wintertag nach Hause. Apatonien liegt über und grau im Regen. Der Zug fährt erträglich langsam und flücht. Es gibt Stunden, in denen ein tiefer Nymus die Beschäftigung mit dem eigenen Ich unratam macht. Ich wünsche mir ein Buch zur Stelle, ein beliebiges Reflektionsbändchen... aber die Koffer sind vorausgegangen und die Handtasche enthält nicht ein bedrucktes Blatt... Mitunter sieht man in der Ferne, rechts, als einen grauen Streifen das Meer, aber der Anblick unterhält mich wenig.

„Empfange! Ich schlage den Manteltragenden hoch und bringe auf den Herron. Wahrscheinlich, es gibt einen Zeitungsband. Aber Zeitungen will ich nicht, es macht mich auch Mühe Spanisch zu lesen. Oben hängen in zwei Reihen hante Brückchen: Mit Carter auf spanisch, Buffalo Bill auf spanisch. Haben Sie französische Bücher?“ „Französisch?“ jagte der Verkäufer dumpf nachdenklich, als komme ihm das ein bißchen unerwartet hier auf der Straße zur Grenze. Aber dann zieht er hinter der farbigen Auslage ein gleichfalls farbiges Buch hervor und klopft es ab. „Eine Feseta zehn...“ Man ruft zur Abfahrt, ich beachte und eile zurück. Wieder allein auf meiner schmutzigen Postkutschbank, sehe ich erst, was mir verkauft worden ist. Ein Buchtitel, den ich dunzel meine gehört zu haben... ein sehr berühmter Autor.

„D... R...“ von der französischen Akademie.“ Aburderweise lese ich nun gar nicht. Ich habe ein Buch auf dem Schoße, ich habe die Möglichkeit, mir selbst zu entnehmen, auf dem Schoße, — nun scheint es mir mit einigemmal ganz be-gehrlich so allein im Coupé durch das regnerische Nordspanien zu fahren, beim nach Europa. Auch sieht man ja in der Ferne das Meer... Freundlich betrachte ich das Weisheitsgeschicht auf meinen Karte, aus dem Berücksichtigung zu mir anständig. Schließlich blättere ich ein wenig. Ah, Dialoge... Dialoge an Sonntagmittagen: im Pais de Boulogne, in einer Volksvorstellung der Comédie; in einem altbackenen Hause; in einem Knaben-Internat... Wahrscheinlich alles recht amüsan, wenn auch nicht eben unwahrscheinlich. Paragra aus den kaffigen Stunden eines bedeutenden Mannes. Reise-letzte; gut so...

Zur Linken treten die Pyrenäen ganz dicht an die Linie heran. Man erreicht den Grenzort. Frühlich heilige ich mit Sympathie den hübschen Schmellgag, der bereit steht. In einem benachbarten Coupé fragt jemand mit dem Tone ärztlicher Belangtheit: „Marselle, sitzen Sie gut in Ihrer Ecke?“ — Eine klingende Frauenstimme antwortet: „Europa! denke ich mit einer etwas kindischen Gerührtheit...“

„...“ wäre man denn in Europa! Wir fahren ab, zunächst blickt an der See entlang, auf die feine Regen mehr fällt. Am Fenster mir gegenüber hat ein schlanker, schon er-grauter Herr Platz genommen und sieht in der milden Ver-dämmerung sein Blatt. Koch einiger Zeit gehe auch ich an die Lektüre, und da die Gespräche untereinander ohne Zu-sammenhang zu sein scheinen, beginne ich auf Geratemuth mit dem letzten.

Ein hoher französischer Offizier, so begreife ich, führt im August, am Sonntag, seinen Sohn auf ein eiläufiges Schlachtfeld... „Reichthum“, jagt er, „Worth...“

„...“ und er erzählt ein bißchen durcheinander von seiner Ver-wundung, seiner Gefangenname — damals im August. „Schlecht geführt, der Dialog, für einen Akademiker! Und platt gefällig dazu...“ Ist es ein neues Buch? Nun, jedenfalls hat man es durch die illustrierte Ausgabe zu 95 Centimes allerhöchstens populär gemacht. Ein bißchen unwürdig für einen der Unterhändler, will mir scheinen... „Aber ich lese weiter, ich lese, wie die beiden einen vor-übergehenden Bauern anhalten: „Streichen Sie französisch?“ Der Bauer (der acht, daß ein Soldat vor ihm steht): „Ja, Herr Offizier.“ Der Vater (am Sohne, auf seinen weinend): „Siehst du, das ist ein Fehler. Ein Fehler.“ Der Bauer, dem er tief in die Augen sieht: „Also immer noch?“ Der Vater: „Immer noch, Herr Offizier.“ Der Vater: „Wahrscheinlich Mann!“

„D...“ sage ich mir in meiner Ecke, das ist ja lieblich. Das stinkt ja recht lieblich vor innerer Verlogenheit... Sie find ja ein ganz verdammt Heizer. Sie berühmter Herr da... Natürlich ist eben Mandorzeit. Man hört Pfeifen und Trommeln... Und weil der Dramatiker bekanntlich gut daran tut, den wesentlichen Inhalt seiner Gespräche in die Regiebemerkungen zu verlegen, so folgt nun diese Regie-bemerkung: „Man sieht sie auf der Straße daherkommen. Hitzelhauben...“ Kleine, flache Trommeln... hohe Stiefel... man erkennt schon... Aber nein: Man sieht tierische Gesichter... Doggenfragen... mit roten Haaren unter grünen Augen...

„...“ sage ich das Buch sinken lassen und blicke in das däm-mernde Raumlicht hinaus. Ich bin gar nicht mehr frohlich... Es also schreibt unter entwürdigten, unter hochgezogenen Menschen ein Autor, den ich für ungenügslich erklärt haben, und jehantwändigem wird bezweifelt. Heute in ein euro-päisches Volk geschleudert. Mir ist traurig bitter, mir ist hoffnungslos zumute... Nein, ich fahre nicht nach Europa, es gibt kein Europa... Die Flamme im Coupé beginnt mit einemmal hell zu

*) Erziehen der Luzern in französischer Uebersetzung in der in Süddeutschland herausgegebenen Zeitung für Kriegsgesangene. Geschrieben vor dem Auszuge im Frühjahre 1914.

leuchten. Mein Reisegeflächte, der ein schwarzes, seidenes Käppchen angeheft hat und ebenfall nicht mehr lieft, bietet mir mit einer angenehmen Bewegung sein Blatt hin.

„Ich verbeuge mich verächtlich. Ueberrigens hat er ein Gesicht, das mir gefällt und mochtut, ein Anatole-France-Gesicht von jenem Ausbruch gütiger und heiterer Gelöstigkeit, wie er an französischen Gelehrten nicht selten zu treffen ist.

„Sie haben recht“, sagt er und legt seine Zeitung zur Seite, nicht besonders erfreulich, die Lektüre.“

Mit mäßiger Mißbegier tue ich die gebotene Frage. Er antwortet: „D... die alten Gelehrten, immer die alten Ge-schichten. Kriegserzählungen, Allittererhege... Dummeheiten.“ Er schweigt und sieht mich prüfend an. Dann schlößt er die Augen, bewegt mit einer ratlosen Geste die flache Hand vor der Stirn hin und her und sagt so wie etwas, das man un-gesäßlichlich konstatiert hat und noch immer nicht hinnehmen kann: „Dah sie sich nicht schämen, daß sie sich noch immer nicht schämen! Mir und Kaufmann — diese Leute tun nachgerade, als verstände sich das noch selbst!“

Er ist zu geschwaddel, um laut werden zu lassen, was er innerlich hinaulekt: „Mir — Europas Herz und Blut.“ Instatt dessen beugt er sich vor und fragt mich freundlich ohne alle Verlegenheit:

„Sie sind nicht Russe, wie?“

„Deutscher.“

„D...“ jagt er. Und dann brechen in einem leidenschaft-lichen Strom der Kummer, der Jörn, der Efel aus ihm her-vor... Er ist kein junger Mann, er trägt die Rolette eines höheren Grades der Ehrenlegion, — aber es fehlt nicht viel, und er nähme mich bei der Hand, um mich eindringlicher zu sagen, wie Leute seinesgleichen in Frankreich denken...

„Ich höre zu, ich warte auf den Satz, den ich in Paris hundertmal habe ausgesprochen hören: „Ihr und wir — das wäre das Natürliche, das wäre endlich Justitiation und Freibe.“

„Schade, es ist ausgesprochen hat, nicht ich und sage: „Ja. Aber sehen Sie, was ich da lese, ganz zufällig habe ich es ge-lauft. Es sind Dialoge eines Herrn D... R... von der Akademie. Ein recht hübschiger Patron, wie mir scheint, ein Heizer. Auch bei uns wird ja geschäftigt, aber das da ist hart. Er muß sehr alt sein, D... R... er hat wohl den Krieg mitgesehen und kann die Erinnerung nicht verdrängen? Dennoch...“

„R...?“ jagt er höhnlich. „Der ist weiter nicht alt. Er mag ein Buchlein von beifällig 10 Jahren gewesen sein im Moment des Zusammenstoßes. Was hat er da geschrieben, gelastet Sie?“ Ich verfolge diese nebenhändlerische Literatur nicht, auch wenn man sie sanktioniert hat. Aber ich weiß, wie schamlos diese Leute spekulieren. Zeigen Sie es mir...“

„Hier“, sage ich und bezeichne die Stelle mit dem Finger, „hier... tierische Gesichter... Doggenfragen...“ Er sieht mich hochgezogenen Brauen, mit aufstrebenden Lidern; seine Lippen formen die Worte ohne Laut. Dann richtet er sich auf und wendet sich zur Seite. Er blickt, wie wohn ich durchs Fenster auf sein Land, das dunkelnd vorbeifliegt, und leise jagt er durch die Zähne: „Ah, le miserable!“

Preis-Rästel.

Rösselsprung.

	goc	hst			
	1223	du	es	oon	
er	ise		er	un	
ob	be	whb	oob	bei	gen
	erbi	nen	fl	es	
			oon		
			zu		

Schararästel.

Richts und sechs und fünfzig zusammen gibt einen römischen Dreißiger Namen.

Auflösung des Bilderrästel aus Nr. 22.

Gottstraße England.

Richtige Lösungen fanden rechtzeitig ein:
Aus Halle: Unteroffizier Schulz, C. Strauß, Willy Dietrich, Werner Dömitz, Frau C. Woepel, Kurt u. Walter Hartwig, Walter Engels, Franz Schmidt, Walter Kraus, Anna Danjen, Hermann Bernheim, Friede Finisch, Käthe Helms, Hans Hoffmann, Erich Wille, Hermann Wille, Edmund Große, E. und Olga Schabe, Anno Schulze, C. Barth, Fritz Buchmann, Minna Rejeler, Margarete Priage, Elisabeth Leppin, Johanna Klaus, Gustav Grundte, Johanna Lübr, Werner Kirten, Paul Müller, Emmy Semmler, Fritz und Otto Hellows, Hans Köhlig, Anna Berger, Günter Giese, A. Müller, Johannes und Albin Schiller, Nina Sehlert, Hans Götthe, Walter Dömitz, Johannes Hummel, Gustav Otto und Erich Ehrardt, Fritz Kiefer, Charlotte Hummel, Anneliese Voigt, Karl Conrath, Käthe Friedrich, Käthe Breitler, Fritz Gauditz, Fritz Hammer, Karl Hammer, Rudolf Köhlig, D. Kaufus, Charlotte Besser, Gertrud Kreimann, C. Juchold, Gertrud Voigt, Ida Dubs, Charlotte Ehrhardt, Gertrud Weis-mann, Fritz und Kurt Dintz, Richard Schmidt, F. W. Richter, Grete Schilling, Rudolf Semmler, Elise Wör, Fritz Wör, Hans Wolff, Hilda Wermann, B. Sabn, Margarete Dietz, Frau S. John, Herbert Lehmer, Charlotte Richter, Elia Götterling, Willy Dennide, Geors Schäfer, Lina Daus, Max Urfin, Marie Schmitz. Aus württemberg: Charlotte und Gerhard Schödt-Salungen, Oskar Hermann-Salungen, Frau Hedwig Anhöf-Jörbis, Johanna Gerstle-Torgau, A. Kreißler-Jörbis, Walter Breit-Garben-leben, Frau Hans-Schäfer, B. Schödt (a. St. Kaufland), Kurt Wölff-Merzbach, Paul Dömitz-Schödt, St. Leopold-Schödt, Walter Hüme-Laubeach-Dresden, Albert und Robert Köhlig-Schödt, Elise und Margarete Heine-Merzbach, Martha Haberstro-Preußensall-Schödt, Ernst Wendt-Naumburg, Johannes Hoe-now-Diemia, Walter Heber-Merzbach, Hedwig Köhlig-Merz-bach, Karl Brandt-Merzbach, Elise Dömitz-Büdingen, Hans John-Naumburg, Viktor Krause-Schödt.

Preis:
„Das württembergische Unteroffizier Schulz hier, und zwar: und Gerhard und Charlotte Schödt-Salungen und...“
Die schönsten Sagen des Kaiserlichen Altertums.
von Gustav Schwab.